

(Nachdruck verboten.)

Der Roman einer Verschwörung.

27

Von A. Ranc.

Ins Deutsche übertragen von Marie Kunert.

So waren die fünf Individuen also genöthigt, zu warten, da sie ihren Weg nicht zu Fuß fortsetzen konnten. Sie traten in die Herberge der Post, ließen sich Punsch geben und besahen, daß man sie benachrichtigte, sobald die Pferde angekommen wären.

Durch diese Verzögerung war es unserem Gendarmeriekapitän möglich, rechtzeitig anzukommen.

Er umstellte die Herberge mit seinen Leuten und begab sich allein in den Saal, wo die Unbekannten tranken.

„Im Namen des Gesetzes,“ sagte er, „verhafte ich Sie. Rühren Sie sich nicht; jeder Widerstand ist unnütz.“

In der That zeigte er ihnen die Gendarmen, die draußen vor den Fenstern ihre Fackeln angezündet hatten, um die etwa obde Umgebung zu erhellen.

Die Unbekannten beriethen sich einen Augenblick durch Blicke. Der Mann, welcher den Postmeister bedroht hatte, zog sogar eine Pistole aus dem Gürtel; aber auf einen Wink des Führers — wir halten ihn wenigstens dafür, so lange wir nicht anders unterrichtet sind — legte er sie auf den Tisch. Der Anführer stand auf und sagte, auf den Kapitän zugehend:

„Keine Gewalt, mein Herr; es ist überflüssig. Wir leisten keinen Widerstand.“

„Sie ergeben sich?“ erwiderte der Kapitän.

„Der Ausdruck ist nicht zutreffend,“ antwortete der Mann spöttisch. „Wir wissen nicht, was sie wollen; wir weichen der Gewalt, das ist alles. Weshalb verhaften Sie uns? Wessen sind wir angeklagt? Kann man wirklich nicht mehr ruhig seinen Geschäften nachgehen?“

Der Kapitän rief, ohne diese Unverschämtheiten einer Antwort zu würdigen, seine Leute und wollte, von seinem Brigadier unterstützt, zu einem Verhör schreiten.

„Ihr Name?“ sagte er zu dem, der schon das Wort ergriffen hatte.

„Ich bin weniger neugierig als Sie, mein Lieber,“ antwortete der Mensch; ich habe Sie noch nicht nach dem Ihrigen gefragt.“

„Ihr Name?“ wiederholte kalt der Kapitän.

„Vor allen Dingen,“ erwiderte einer von den andern, die bisher noch nichts gesagt hatten, „welches Verbrechen oder Vergehens sind wir beschuldigt?“

„Sie sind nicht hier, um zu fragen, sondern um zu antworten.“

„Wahrhaftig! Nun, mein werther Herr, hören Sie, was ich Ihnen zu sagen habe. Niemals, so oft ich die Ehre und das Vergnügen hatte, vor einem Untersuchungsrichter zu erscheinen, habe ich den Mund geöffnet. Sie können sich denken, wie viel weniger ich dies erst einem Gendarmen gegenüber thue.“

Wirklich hüllten sich die fünf Personen von diesem Augenblick ab in absolutes Schweigen.

Der Gendarmeriekapitän begriff, daß er aus diesen Leuten nichts herausholen konnte, und ließ sie fesseln. Dann trennte er sie. Vier stiegen mit zwei Gendarmen in ihre Postkutsche, der fünfte, der der weitaus Jüngste war, nahm in einem kleinen Einspänner zwischen zwei Polizisten von Chatellerault Platz. Das war, wie sie gleich sehen werden, eine sehr glückliche Eingebung.

Nachdem dies geschehen war, liehen der Kapitän und seine Leute sich Brigadepferde aus Chatellerault, denn die ihrigen waren ganz abgetrieben, und fuhren nach Poitiers.

Der Kapitän wollte keinem andern das Kommando der Eskorte überlassen. Ich kann diesen tapferen Soldaten nicht genug loben, der in einer Nacht für Se. Majestät den Kaiser mehr als zwölf Meilen zurückgelegt hat, ohne aus den Steigbügeln oder den Stiefeln zu kommen.

Am nächsten Morgen wurden die fünf Verschwörer — ich habe wohl schon das Recht, sie so zu nennen — mir im Justizpalast vorgeführt.

Vier davon sind in den besten Jahren und gehören, wenn nicht den höheren Klassen der Gesellschaft, so doch wenigstens dem Bürgerthum an. Mit Ausnahme eines Einzigen, der sich etwas gewöhnlich ausdrückt, haben sie offenbar eine gute geistige und gesellschaftliche Bildung. Der Fünfte, den der Gendarmeriekapitän in einer guten Eingebung von seinen Mitangeklagten getrennt hatte, ist ein ganz junger Mann von kaum zwanzig Jahren. Während die Vorgeführten in einem Nebenzimmer warteten, wurden sie von mehreren Personen beobachtet. Sie sind fremd in der Stadt; man hat sie dort niemals gesehen. Es wird nöthig sein, sie mit den Beamten der Pariser politischen Polizei zu konfrontiren.

Ich muß Ihnen mittheilen, daß mit Ausnahme des Jüngsten, dessen Verhör Sie hier finden, die Leute die Antwort auf die ihnen vorgelegten Fragen verweigert haben. Sie haben nicht einmal ihre Namen angegeben. Die Drohung, sie sofort vor ein Kriegsgericht zu schicken, hat sie anscheinend ruhig und gleichgültig gesunden. Es war demnach nichts von ihnen zu erwarten. Ich entschloß mich also, mich an den Jüngsten zu halten, der, von zwei Gendarmen bewacht, sich mit seinen Gefährten nicht verständigen konnte. Ich habe ihn zuletzt verhört, nachdem er zwischen den beiden Gendarmen länger als eine Stunde hindurch seinen Betrachtungen überlassen war. Seine Wächter hatten Befehl, sehr sanft mit ihm zu sprechen, wie wenn sie Mitleid mit seiner Jugend und der traurigen Lage, in die er sich gebracht, hätten. Als ich annahm, daß der junge Mann genügend geängstigt war, habe ich ihn vorgeladen. Hier folgt eine Abschrift des Verhörs, dem ich ihn unterzog:

„Heute am 6. Oktober 1813

wurde uns, Marie — Marguerite — Alexis Drault, Untersuchungsrichter am Gerichtshofe des Departements Bienne, in Anwesenheit des vereidigten Gerichtsfekretärs André — Etienne Ginot, durch eine von dem Kapitän Jean Vigorne befehligte Abtheilung der Gendarmerie ein Mann vorgeführt, der im Verdacht steht, an der Verschwörung gegen die Person Sr. Majestät des Kaisers und Königs und die innere und äußere Sicherheit des Staates theilhaftig zu sein. Auf Befehl des Gerichtshofes mit der Untersuchung der erwähnten Verschwörung betraut, haben wir die vorgeführte Person aufgefördert, uns Namen, Alter, Stand und Wohnort anzugeben.

Antwort: Charles François Gérard, einundzwanzig Jahre alt, Verkäufer in einem Posamentierwaren-Geschäft, wohnhaft in Paris, Passage du Saumon.

Frage: Nur ein unumwundenes Geständniß kann Ihnen in anbeacht ihrer Jugend die Nachsicht Ihrer Richter verschaffen. Ihre Mitschuldigen werden heute noch einem Kriegsgericht vorgeführt. Wenn Sie der schrecklichen Gefahr, die Ihnen und Ihren Freunden droht, entrinnen wollen, so erwerben Sie sich durch Offenheit ein Recht auf Gnade.

Antwort: Ich weiß nichts.

Frage: Sie wissen aber wenigstens, wann und weshalb Sie Paris verlassen haben?

Antwort: Ich habe Paris vor ungefähr einem Monat verlassen und in Saint-Benoit bei Poitiers Wohnung genommen. Dort sollte ich den Mann, der mir gesagt hatte, ich möchte abreisen, wiedersuchen.

Frage: Ist dies einer von denen, die mit Ihnen verhaftet worden sind, und wie ist sein Name?

Antwort: Ich kenne ihn nicht. Ich hörte, daß er Antoine genannt wurde. Ich sah ihn nur einmal.

Frage: Wie haben Sie ihm denn aber gehorchen können, da Sie ihn doch zum ersten Male sahen? Die Antwort erfolgte mit sehr schwacher Stimme, wobei der Angeklagte den Kopf senkte: Weil er zur Gesellschaft gehört.

Frage: Zu welcher Gesellschaft? Haben Sie den Muth, alles zu bekennen. Ihr Wohl und Wehe hängt davon ab. Zu der Gesellschaft der blauen Brüder?

Antwort: Ich weiß nichts von dem, was sie da sagen; sie heißt die Gesellschaft, das ist alles.

Frage: Und welches war das Ziel der Gesellschaft?

Antwort: Ich verstehe nicht.

Frage: Ich werde mich verständlicher ausdrücken: Wovon sprach man in der Gesellschaft?

Antwort: Man sagte, daß die Regierung geändert werden müsse.

Frage: Wie wollte man das machen?

Antwort: Man sagte, daß man mit Gewalt vorgehen müsse.

Frage: Wo glaubte die Gesellschaft die nöthigen Kräfte dazu zu finden?

Antwort: In ganz Frankreich.

Frage: Es giebt also in ganz Frankreich eine organisirte Macht, die zu Ihrer und Ihrer Mitschuldigen Verfügung steht?

Antwort: Ich weiß nicht.

Frage: Wissen Sie, was die Gesellschaft an die Stelle der gegenwärtigen Regierung setzen will?

Antwort: O ja, den König.

Frage: Welchen König?

Antwort: Charles-Xavier Stanislas, den ehemaligen Thronfolger, den man jetzt Ludwig XVIII. nennt.

Frage: Sie gehören also nicht zu der republikanischen Sekte?

Antwort: Die kenne ich garnicht.

Frage: Wer hat Sie in die Gesellschaft eingeführt?

Antwort: Mein erster Prinzipal, Herr Loiseau, der jetzt todt ist; er war Hoflieferant.

Frage: Welches sind die Führer der Gesellschaft?

Antwort: Ich kenne sie nicht.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Eine Geschichte von einem Pelz und einer Krone.

(Aus dem Tagebuche eines Lebemanns.)

Aus dem Dänischen des Gustav Wied.

Ich kaufte mir gestern einen Pelz. Es war hundekalt, und eingehüllt in den Pelz, eine dazu passende Mütze auf dem Kopfe, schritt ich die Hauptstraße der Stadt entlang. Ich grüßte die Passanten mit liebenswürdiger Handbewegung; oder ich hob, wenn es besser situirte Bürger waren, die Finger an den Rand der Pelzmütze und zerrte daran, während sich mein Kopf und Körper zu einem rechten oder stumpfen Winkel neigten, je nach dem Rang und der größeren oder kleineren Steuer-Zahlungsfähigkeit der betreffenden Person.

Draußen an dem Fenster des Buchhändlers, vor welchem ich stets stille zu stehen pflege, um mich in der Literatur auf dem Laufenden zu erhalten, — es schneit ja geradezu Dichter! — standen ein paar Proletarier im Gespräch mit einander: ein jüngerer Mann und ein eben solches Frauenzimmer. Sie war baarhäutig, hatte nackte Arme und diente vermuthlich in einem der umliegenden Häuser. Er trug, trotz der Jahreszeit, Sommerkleider. Die Hände begrub er tief in den Hosentaschen, der Rocktragen war aufgeschlagen, und der Kopf stak ganz unten zwischen den Schultern. Zusammengerockten stand er da, runderückig und mit krummen Knien. Augenscheinlich bemühte er sich, so klein wie möglich zu werden, um der Kälte eine möglichst kleine Angriffsfläche darzubieten.

„Und wohin sollst Du jetzt?“ frug das Mädchen.

„Ich gehe nach Römning; vielleicht ist dort Arbeit zu bekommen.“

Sein Antlitz war weiß vor Kälte. Und man sah seine mageren, eckigen Beine sich in den dünnen Sommer-Beinkleidern abdrücken, die unten zerrissen und ausgefranst um ein Paar Gummistiefel ohne Gummisohlen hingen. Die Gummistiefel waren zu klein für seine Füße, so daß die Hacken aus dem niedergetretenen Hinterleder hervorschaften.

Doch, was ging das mit ihm an!

Ich hüßte mich fester in meinen Pelz und ging.

Zur Stadt hinans schritt ich und die kalte Landstraße entlang, wo der vom Meere kommende Ostwind wie mit Messern schnitt.

Aber ich zog nur die Mütze tiefer über die Ohren, steckte die Hände in die Ärmel des Pelzes und schritt vorwärts, meinen silberbeschlagenen Stock unter dem Arm.

Es begann zu dämmern. Die Uhr war halb fünf, und die Sonne hatte sich schon längst hinter dem Höhenrücken im Westen versteckt.

Draußen über dem Meere hingen einige große, schwarzblaue Wolken, die ausfahen, als ob sie böses im Schilde führten. Sie glitten leise, lauernd am Himmel umher. Das mochte wohl mit Schneesturm endigen.

Aber ich mußte doch bis zu dem rothen Hause hinaus, dem täglichen Ziel meiner Nachmittags-Spaziergänge. Gerade vor der Türe, die im Giebel dieses Hauses angebracht ist, pflege ich lehr zu machen und wandere heimwärts, mich auf die Zigarre und den Absinth vor dem Diner freuend.

Der Weg lag öde und verlassen da mit seinen verkrüppelten, vom Winde zerzausten Bäumchen längs des Grabenrandes. Kein

Mensch war zu sehen, kein Wagen zu hören. Nur das klagende Stöhnen der Telegraphendrähte und das dumpfe Brausen der Wogen draußen im Meere tönten unheimlich zu mir herüber.

Und ich beschleunigte meine Schritte, um so bald wie möglich das rothe Haus zu erreichen.

Da vernahm ich plötzlich schleppende Schritte hinter mir.

Ich wandte nervös den Kopf.

Es war der Bursche, den ich in der Stadt mit dem Mädchen hatte sprechen sehen.

Unwillkürlich zog ich die Hände aus den Pelzärmeln hervor und packte kräftig meinen silberbeschlagenen Stock. Man ist ja niemals sicher vor der viehischen Brutalität solch verhungertes Existenzen.

Die französische Revolution mit ihrer ausgeschrienen fraternité, liber- und égalité, Sozialistenkongresse, Attentate auf gekrönte Häupter, Sardinienböfen, Anarchistenbomben und der an dem Präsidenden Carnot verübte Mord schwirkten mir durch den Kopf, während ich dem berühmten rothen Hause zueilte, das ich schon vor mir durch die Dämmerung schimmern sah.

Ich hätte ja gleich umkehren oder einen Seitenweg einschlagen können.

Keinesfalls! Ganz gewiß nicht! Man soll sich von den unteren Klassen nicht terrorisiren lassen!

Das fehlte noch gerade, daß ein anständig gekleideter, sephaster Mann, der pünktlich seine Miethe bezahlt, so ohne weiteres vor jedem schiefhadtigen, zerlumpten Lazarus von einem Landstreicher, der die eine Nacht in einem Henhausen schläft, die andere in einem Graben und die dritte Nacht vielleicht überhaupt nicht, einen Seitenweg einschlagen sollte! Häh!

Nein, wenn man wirklich in einer wohlorganisirten Gesellschaft lebte, müßte die Obrigkeit, die von uns Steuerzahlenden erhalten wird, überhaupt nicht gestatten, daß sich diese Burschen nach Anbruch der Dunkelheit draußen umhertrieben!

Sie müßte sie so gegen vier, fünf Uhr in sicheren Gewahrsam bringen und erst bei Sonnenaufgang wieder frei lassen! . . .

Nun hatte ich das Haus erreicht, stand mitten vor der Türe und machte Rechtsümkehr.

Der Bursche war nirgends zu sehen. Ich horchte: Ja, ich vernahm dennoch seine schleppenden Schritte. Und da tauchte er schon aus der Dunkelheit empor.

Herr des Himmels, wie harmlos er im Grunde ansah! Die Arme hatte er bis an die Ellenbogen in die Taschen hineingebohrt und er kam mir noch kleiner vor als drinnen in der Stadt. Und wie die Hosen ihm um die dünnen Beine schlotterten! Möchte wohl wissen, ob überhaupt Fleisch und Knochen in dem Stoffe steckten!

Huh, wie ihn frieren mußte!

Hätte man nun ein Glas Madeira, oder eine Flasche Chamberlin gehabt, um es in ihn hineinzugießen! Und jetzt begann es obenreine noch zu schneien, kleine, feine Eisuadeln . . .

Er humpelte auf seinen niedergetretenen Stiefeln an der Grabenlante entlang, den Rocktragen um die Ohren, und seine stumpfsinnigen Augen blinzelten aus dem blaffen Antlitz hervor. Wind und Schnee trafen direkt sein Gesicht . . .

Plötzlich durchquerte ich den Weg und schritt auf ihn zu.

„Die sollen Sie haben,“ sagte ich und reichte ihm eine Krone, die ich aus der Tasche hervorgeholt hatte — „die sollen Sie haben, weil Sie mich nicht in die Luft geprenzt haben!“

Der Bursche blickte mich mit großen, verständnißlosen Augen an. Aber er streckte doch die Hand aus und nahm das Geldstück.

„Ich danke Ihnen, Herr, danke schön!“ murmelte er — „und Gott segne es Ihnen!“

„Das wird er schon!“ sagte ich, war aber schon in weiter Ferne. Es schneite heftiger und heftiger und ich eilte mit schnelleren Schritten heimwärts; denn es ist sehr unangenehm, wenn einem sein neuer Pelz naß wird. —

Kleines Heuilleton.

Eine Obstruktionsrede im alten Rom. Die neulich vom Abgeordneten Dr. Vecker im österreichischen Abgeordnetenhaus gehaltene zwölfstündige Obstruktionsrede hat einen Leser der „Straßb. Post“ veranlaßt, die Redaktion auf ein ähnliches Vorkommnis im grauen Alterthum aufmerksam zu machen, das beweist, daß die parlamentarischen Obstruktionsweise so alt sind, wie der Parlamentarismus selbst. Dieses Beispiel lauscher Obstruktion wird von Aulus Gellius im Buch 4, Kapitel 10, § 8 seiner „Noctes Atticae“ berichtet. Gellius, geboren 130 n. Chr., war ein römischer Schriftsteller, der in diesen 20 Bücher starken „Attischen Nächten“ bemerkenswerthe Fälle aus anderen Schriftstellern zusammengetragen hatte, deren Werke uns zum größten Theil verloren gegangen sind; ihm verdanken wir daher die Kenntniß wichtiger Vorkommnisse aus der Einzelgeschichte und dergleichen. Die vorliegende Stelle hat Aulus Gellius wörtlich aus einem Werke des Atejus Capito, Begründers der Sabinianischen Rechtsschule unter Kaiser Augustus, angeführt. Sie lautet in der Uebersetzung: Cajus Julius Cäsar fragte den Senator Marcus Cato um seine Meinung. Cato wollte indeß nicht, daß die zur Berathung gestellte Angelegenheit beschlußreife werde, da sie ihm für den Staat nicht nutzbringend erschien. Um diese Sache in die Länge zu ziehen, bediente er sich einer Dauerrrede und suchte so durch Sprechen die zur Verfügung

stehende Tageszeit auszufüllen. Den Senatoren stand nämlich das Recht zu, daß, wenn einer von ihnen um seine Meinung befragt worden war, er vor Stimmabgabe über jede ihm beliebende Sache, so lange er wollte, sprechen konnte. Da Cato nun kein Ende machte, rief der Konful Cäsar den Amtsdieners und ließ den redenden Senator ins Gefängniß abführen. Da erhob sich der ganze Senat und begleitete den Cato ins Gefängniß. Als Cäsar dieses allgemeine Mißfallen bemerkte, gab er nach und ließ den Cato wieder frei. —

Theater.

Im Berliner Theater wurde am Sonnabend das Lustspiel von Max Dreyer „In Behandlung“ zum ersten Male aufgeführt. — Mit Schauspielen, die nach der Tiefe strebten, hat Dreyer begonnen. Das wußte eine Minderheit sehr wohl einzuschätzen; aber die breite Menge blieb fern. Bei seinem neuesten Stück dachte sich der Autor: Nun wollen wir fidel sein mit den Fideleis, ohne viel Gräbelei und Nachdenklichkeit, und die Menge wiederum hat es ihm mit reichem Beifall gelohnt. Das ist ein altes Kreuz mit dem Publikum. Wie wußte der verbitterte Grillparzer in seiner Einsamkeit darüber zu klagen! Und bei der breiten Entwicklung, dem Konkurrenzkampf in unserem Theaterwesen wurde es noch schlimmer mit dem Publikum. Es liebt den Mann nicht, der ihm auf dem Theater verwickelte, geistige Arbeit zumuthet; und es freut sich doppelt an jedem, der sich zu ihm niederbeugt. So hat es sich auch an der Komödie „In Behandlung“ mit vollem Behagen gefreut. Der Scherz ist darin durchsichtig, und was an freierem Menschenthum sich in dem Lustspiel regt, das entfernt sich zu weit von den Anschauungen, die ein leblich zivilisirter Großstädter von heute schon begreift. Da fühlt man sich denn doch den armseligen, pommerischen Kleinstädtern, die in Dreyer's Stück das große Wort führen, weit überlegen.

Selbst der biederste Besucher des Berliner Theaters, der Bühne für die gutbürgerliche Familie, wird nicht mehr Pfui! ausrufen, wenn er hört, daß eine Frau die ärztliche Praxis übt. Aber in dem pommerischen Küstenstädtchen, in dem Jrl. Dr. Weigel sich niedergelassen hat, ruht ihre ganze Sippe: „Pfui!“ Jrl. Weigel wird geächtet, ihre Ehre wird geschändet. Wie ein Auswürfling wird sie von der Gesellschaft behandelt; und gerade darum empört sich ihr Trostlöpschen. Sie würde im ausichtslosen Kampf wider die Bornirtheit verbluten, wäre ihr überlegener Kollege, der Frauenarzt Dr. Wiesner, nicht da. Er liebt das Fräulein und möchte es gewinnen. Er muß sie aber vorsichtig „in Behandlung“ nehmen, denn Fräulein Dr. Weigel ist arg verstimmt und besonders empfindlich in bezug auf das, was sie ihre Selbständigkeit nennt. Die Behandlung gelingt. Anfangs gehen Beide eine Scheinehe ein und die beiden scheinbar Vermählten entwaffnen die Bornirtheit der Kleinstädter. Die Patienten laufen ihnen zu. Fräulein Dr. Weigel streift ihre Bitterkeit ab, und so erwacht zum Schluß in ihr die echte Frauenliebe. Aus der scheinbaren Ehe wird innere Gemeinschaft. — Dieser seelische Prozeß vollzieht sich in einem Akte, die Schilderung der bornirten Kleinstädter vertheilt sich auf zwei Akte. Also schon räumlich legte der Verfasser auf die wohlfeileren Lustspiel-Elemente mehr Gewicht.

Mit der Darstellung war es ähnlich bestellt. Die kleinstädtische Weise war packender veranschaulicht, als das Wesen zweier moderner Naturen, wie Jrl. Weigel und Dr. Wiesner sie vorstellen. Frau Wend als Aufwärterin, Ernst Formes als braver und trinkbarer Schiffskapitän, Marie Capmann und vor allem Herr Wasser- mann in der Rolle eines heuchlerischen Muckers aus der Großstadt Gding, bildeten ein sehr belustigendes komisches Ensemble. Wirksam waren allerdings auch Frau Prassch (Dr. Weigel) und Herr Sommerstorf (Dr. Wiesner), jedoch wirksam, wie man's mit guter Routine erreicht. —

Im Thalia-Theater wird jetzt eins jener Londoner Stücke gegeben, die aus Artistenwesen erinnern. Es ist die Posse „Die Drillingsmutter“, die auf demselben Dünger gewachsen ist, wie Charley's Tante. Die angelächelste alte Lust an Klownstreichen läßt derartige Possen gedeihen. Nur wird keine Kunstheuchelei damit getrieben; die Schauspieler geben den sich dreist wie die Akrobaten und das Publikum weiß, daß es einer Spezialitäten-Vorstellung beiwohnt. Bei uns soll das alles als „Theater“ gelten, und das ist der Widerspruch darin. Die Drillingsmutter soll in London schon 600 Mal gegeben worden sein. Bei uns wird ihr kein allzu langes Leben beschieden sein. Der Berliner pflegt zu sagen: Mal was Neues. Also „Charley's Tante“ war mal was Neues. Die Wiederholung reizte die Lachlust nicht mehr im alten Maße. — In „Charley's Tante“ muß ein Mann in Frauen- maskerade für den grotesken Clowispas sorgen. Diesmal ist es umgekehrt. Ein Weib muß in Männerkleidern herumtollen: eine Mutter, die ihre drei Töchter gerne verheirathen möchte. Der Vater nämlich weiß seit vielen Jahren fern von den Seinen; aus wissenschaftlicher Narrheit. Das kommt den jungen Männern, die sich um die Töchter bewerben, bedenklich vor, und sie „schnappen ab“. Mädchen, von deren Vater man nichts Rechtes weiß! Nun schlüpft die Mutter in Männerkleider und repräsentirt den Vater, der aber, ebenso wie bei Charley, die echte Tante, unvermuthet wiederkehrt! Derartige Vorstellungen sind kritisch nicht zu behandeln und den Schauspieler kann man bedauern, der

zu solchen Kunstflücken abgerichtet wird; vorausgesetzt, daß er künstlerischen Ehrgeiz hat. Schade, daß ein munteres Soubretten- talent, wie das von Frau Dora, nunmehr in die Narrenjacke der Drillingsmutter gezwängt wird. —

—s. Die „Neue freie Volkshühne“ gab am Sonntag Hauptmann's satirisches Lustspiel „Der Viberpelz“. Eine Schnabelweide für Verständige! Rein verstandesmäßig muß der Humor der Hauptpersonen dieses Stückes erfaßt werden, dieser Humor auf Umwegen, der sich aus den Kontrastwirkungen der fortschreitenden Handlung ergibt und dem Zuhörer meist erst nach einer Reflektionsthätigkeit seines Gehirns merkbar wird. Die Charaktere der einzelnen Personen stehen von Anfang an fest. Für den Schauspieler handelt es sich also um völlig naives Erfassen oder „Verhauen“. Das Critere gelang den Darstellern der Mutter Wolf'n (Josephine Dora), des Rentierkrüger (Clausius Merten), des Amtsdieners Mitteldorf (Hans Junkermann), Herr Worlich gab den Amtsvorsteher Wehrhahn mit stellenweise leiser und lauter durchbrechender Selbstironie, und das war von Uebel. Dieser Amtsvorsteher ist vom Dichter ebenso naiv geschaut und gefaßt wie die Wolf'n. Die Regie war tadellos bis auf eine Stelle. Der Tumult und das Geschrei in der letzten großen Szene vor dem Amtsvorsteher entsprach nicht dem Orte, an dem sie vor sich ging. So spielt man, wenn man der Gallerie etwas deutlich machen will, in einer Posse oder Farce, in der zum Schluß Alle über sich selbst sich lustig machen. Das Haus war bis zum letzten Platze besetzt, und die Zuschauer zeigten sich von der Vorstellung völlig befriedigt. —

Völkerkunde.

— Wie die holländischen Dorfschönen gefreit werden. Die niederländischen Dorfbewohner nennen die Novembertage „Musterungs“, „Entscheidungs“, „Anfrage“- und „Verlobungs-Sonntag“. Aus diesen Bezeichnungen kann man so ziemlich die Bedeutung der wichtigen Tage erkennen. Am Donnerstag vor dem ersten Sonntag im November nimmt in jedem Dorf eine Art Volksfest seinen Anfang; die ganze Landbevölkerung erscheint in ihrem schönsten Staat, tummelt sich zwischen den Buden und Karouffels und theilhaftig sich an allen Lustbarkeiten. Besonders fröhlich geht es auf dem Tanzboden zu, wo aber zu Anfang des Festes nur wenig von anderen als bereits verheiratheten oder verlobten Paaren der holden Terpsichore gehuldet wird. Die jungen Mädchen und Burfschen, die noch nicht gewählt haben, stehen meist von ferne und sehen zu. Der erste Sonntag bringt schon einige Veränderung. Da spazieren die heirathslustigen jungen Männer, nachdem der Vormittagsgottesdienst vorüber ist, in ganzen Reihen die Dorfstraße auf der einen Seite auf und nieder, während die noch ledigen Jungfräulein dasselbe auf der gegenüberliegenden Seite thun. Beide Parteien starren sich dann ganz ungenirt an und mustern sich gegenseitig nach Herzenslust. Gewöhnlich sucht sich ein Burfsche zwei oder drei von den schmucken, blühenden Mädchengestalten zur engeren Wahl aus und entscheidet sich zuletzt für die, die seinen höchsten Gruß bei der nächsten Begegnung am freundlichsten erwidert. Zeigen darf er es allerdings erst am nächsten Sonntag, auf wen seine Wahl gefallen ist. Hat die Schöne nichts gegen den Freier einzuwenden, dann tanzt sie mit ihm und erlaubt ihm, ihr zarte Aufmerksamkeit zu erweisen. Der dritte Sonntag wird dem mehr prosaischen Theil der Angelegenheit geweiht; es gilt die Zustimmung der Eltern zu erlangen und alle Details in bezug auf Hochzeit und Mitgift zu erledigen. Erst am vierten Sonntag ist es dem jungen Pärchen gestattet, sich etwas deutlicher ihre Liebe zu bezeigen, als nur durch zärtliche Blicke oder einen stummen Händedruck. — („Post.“)

Aus dem Alterthum.

— In Palestina, dem antiken Präneste, sind neuerdings Gräber bloßgelegt, die interessante Funde ergeben haben. Von geringerer Bedeutung sind die großen Sarkophage, denn diese sind nicht selten, aber wichtiger ist, daß einige davon ganz unverfehrt waren, d. h. all ihren Inhalt, alles was man dem Toten mitgegeben, bewahrt hatten. Darunter verdient eine Art kleiner Sack aus Leder, der in Metallplatten eingeschlossen war, mit einem in Ketten laufenden Deckel, besondere Aufmerksamkeit; er diente zur Aufbewahrung von Wohlgerüchen. Noch wichtiger sind zwei Nachbildungen von Eiern aus Terraotta, die weiß gefärbt und darüber bunt bemalt sind, wie unsere Ostereier. Nach Aussage der Ausgräber sind derartige Gegenstände schon öfter in Gräbern gefunden worden, aber man hat ihnen keine Beachtung geschenkt; deshalb verdienen die jetzt gefundenen besondere Hervorhebung, weil sie zum ersten Mal erhalten und wissenschaftlich beobachtet worden sind.

Aus dem Thierleben.

— Ein sonderbares Verhalten bei Libellen, das Charles Barrois, Professor der Zoologie zu Lille, früher einmal beobachtete. Schildert in einem seiner letzten Hefte das „Bulletin de la Société nationale d'Acclimatation“. Mitten im September sah Barrois längs einer Landstraße, die von Osten nach Westen ging, große Scharen von Libellen, für die allem Anschein nach der Telegraphendraht, der sich längs der Straße dahinzog, eine besondere Anziehungskraft hatte. Die Insekten saßen alle gleichmäßig auf dem Telegraphendraht, den Kopf nach Westen, der Sonne zugerichtet. Von allen Seiten schwärzten unaufhörlich immer mehr heran, sie schwebten einen Augenblick über den

ändern und sehten sich dann ebenfalls auf den Draht, den Kopf auch der untergehenden Sonne zugewandt. Waren sie durch den glühenden Draht, der in den Strahlen der untergehenden Sonne erglänzte, hypnotisiert worden, wie ein Huhn, vor dessen Schnabel man einen Kreidestrich zieht? Merkwürdig war es jedenfalls, daß sich keine Vögel unmittelbar hinter die andere setzten, wo der Schatten des Thieres dem Draht den Glanz nahm, sondern die Thiere ließen mindestens einen Raum von 10 Zentimetern und mehr zwischen sich, und sonderbarerweise hörte die Anziehungskraft, die der blanke Draht auf sie ausübte, plötzlich dort auf, wo die Straße ein Knie nach Süden machte. Dagegen saß auf einer Strecke von 12 Kilometern, wo sie immer nach Westen ging, der Telegraphendraht immer mit rund 20 Zentimetern Zwischenraum voll von diesen Thieren, deren Zahl Ch. Harrois auf gut 60 000 berechnete. Verließ eines einmal den Draht, so sehte es sich doch bald einige Meter nach Westen hin wieder darauf. —

Geologisches.

— Auffindung eines Gletschertopfes. Aus Goslar wird der „Magdeb. Ztg.“ unterm 10. November geschrieben: Etwa vor 14 Tagen entdeckte der hiesige Lehrer Wilh. Reitemeyer, der sich viel mit geologischen Studien beschäftigt, in dem Steinbruche bei Schlawe-Harzburg einen ausgewaschenen Hohlraum in den Kimmridschichten. Dieser Hohlraum ist unweifelhaft ein Gletscher- oder Strudeltopf, ein sicherer Zeuge der Eiszeit in unserer Gegend. Auf dem bekannten Ferge bei Grund, etwa 4 Stunden von hier, befinden sich ebenfalls Gletschertöpfe. Spuren solcher Gletschertöpfe hat man in jüngerer Zeit auch in unserer Gegend, bei Langelsheim, gefunden. In dem Kalksteinbruche am „weißen Stein“ bei Schlawe-Harzburg, in dem die Kimmridschichten fast senkrecht stehen, ist ein 30 Meter tiefer Gletschertopf freigelegt worden. Da der obere Theil wohl 20 Meter der Länge nach zur Hälfte abgesprengt ist, ist man in der Lage, die innere Wandung des Hohlraumes genau in Augenschein nehmen zu können. So ist die abgeschliffene Fläche mit den spiralförmigen Vertiefungen, wie solche die Töpfe in dem berühmten Gletschergarten zu Eins aufweisen, deutlich zu erkennen. Der untere, noch vollständig erhaltene, ziemlich 5-7 Meter tiefe Schacht hat einen ovalen Umfang von 60:50 Zentimeter. Höchstwahrscheinlich wird der Hohlraum noch tiefer gehen, da die ihn abschließenden Steine bei dem Absprengen hineingefallen sind und auf dem Boden zu liegen scheinen. —

Astronomisches.

io. Das Erscheinen des Kometen Pons-Winnecke, der im nächsten Jahre in seine größte Sonnennähe tritt, wird von den Astronomen schon in diesem Monat an unserem Himmel erwartet, wenigstens ist es möglich, daß er in nächster Zeit sichtbar wird, da er jetzt in östlicher Richtung durch den nördlichen Theil des Sternbildes der Jungfrau hindurch geht, welches jetzt in unseren Breiten gut zu beobachten ist. Dr. Hillebrand von der kaiserlichen Sternwarte in Wien, hat soeben alle nöthigen Berechnungen dieses Kometen in den „Astronomischen Nachrichten“ veröffentlicht. Dieser Komet wurde zum ersten Male am 12. Juni 1819 von Pons entdeckt, einem französischen Astronomen, der in dem ersten Viertel unseres Jahrhunderts nicht weniger als 37 Kometen auffand, darunter den berühmten Ende'schen Kometen. Damals wurde aber die geschlossene Bahn des Pons'schen Kometen noch nicht bekannt, sondern erst bei seiner Wiederentdeckung durch Winnecke im Jahre 1858 festgestellt, als dieser Astronom den Lauf des Kometen genau untersuchte und zeigte, daß die Bahn eine elliptische wäre mit der kurzen Umlaufzeit von etwa 5½ Jahren. Danach hätte das Gestirn im Jahre 1863 wieder erscheinen müssen, konnte aber nicht beobachtet werden, weil seine Stellung zu ungünstig war, dagegen kehrte es 1869 und 1875 sichtbar wieder. 1880 entzog es sich wiederum der Beobachtung, war dagegen wieder sichtbar in den Jahren 1886 und 1892. Obgleich die Bahn dieses Kometen den Astronomen ausgezeichnet bekannt ist, ist man sich doch nicht ganz sicher, ob man ihn in diesem und im nächsten Jahre wieder auffinden könne, da die Sichtbarkeit solcher Gestirne sehr von ihrer Stellung zu Sonne und Erde abhängig ist. —

Technisches.

t. Altromische Ziegelsteine als Gegenstand eines neuen Patents. Altromische Ziegelsteine von besonderer Eigenart wurden unlängst in dem alten Bath, dem berühmten englischen Bade, bei Ausgrabungen unter den Ruinen der Bäder Aquae solis oder calidae gefunden. Die Reste dieser altromischen Bäder wurden 1881 aufgedeckt, die in Rede stehenden Ziegel aber erst kürzlich. Einer oder zwei dieser Ziegel sind noch ganz erhalten, und außerdem liegen viele große Stücke sowie Blöcke von Mauerwerk vor, aus denen ersichtlich ist, wie diese Backsteine gebraucht wurden. Durch ihre eigenartige Form erreichten es die römischen Baumeister, flache Bogen aus Ziegelsteinen zu bauen, ohne daß diese durch ihr eigenes Gewicht zusammengeknirscht wären. Diese Ziegel haben nämlich an einer Langseite einen großen halbkreisförmigen Vorsprung, der in eine ebensolche Vertiefung des nächsten Ziegels eingreift, außerdem wurden sie leicht keilförmig geformt, so daß sie innerhalb der Krümmung in senkrechter Stellung genau aneinander paßten. Ein großer Ziegelfabrikant aus London soll sich die Form dieser Ziegel bei einem Besuche in Bath genau

abgezeichnet haben und beabsichtigen, auf dieselben ein Patent zu nehmen — gewiß ein merkwürdiger Fall, daß ein technischer Gegenstand der alten Römer nach so vielen Jahrhunderten auf dem Patentmarkte erscheint. —

Humoristisches.

— Er ahnte es nicht! In dem Dorfe Zevenbergen erschien der Bauer Pieter de Zotte im Nachmittagsgottesdienste mit großem weiblichem Gefolge, voran die „weisse Frau“, welche seinen Jungtöchteren zur Taufe trug. Der Pfarrer taufte den Sprößling Adrian, und die Taufe wurde wie üblich mit Tanz und viel Genever gefeiert. Am anderen Tage stellte sich Pieter wieder beim Pfarrer ein mit der Bitte, seinen „Adrian“ gefälligst in — Petronella umtaufen zu wollen, denn das Kind war ein — Mädchen. —

— Der Theaterdirektor, wie er sein muß. Der Pariser „Figaro“ veröffentlicht folgendes Not: Ein Agent empfiehlt einem unternehmungslustigen Kapitalisten einen Theaterdirektor.

Agent: „Das ist der Mann, wie Sie ihn brauchen. Er lebt und stirbt für die Bühne. Er hat das ganze moderne Repertoire gelesen.“

Der Geldmann (Topfschüttelnd): „Wenn er Stücke liest, wird aus ihm sein Lebtage kein richtiger Theaterdirektor werden.“ —

— Unerfroden. A.: „Denke Dir, dieser Herr lebt in einem Schloß, in dem Geister spuken sollen.“ — B.: „Das ist noch garnichts! Ich wohne in einem Hause, in welchem — drei Gerichtsvollzieher wohnen.“ —

Vermischtes vom Tage.

— An eine amtliche Verleihung der „Hochzeitsmedaille“ sei, so meint die „Berl. Corr.“, selbstverständlich garnicht gedacht worden. Das ist eine etwas verwegene Ausdrucksweise. Selbstverständlich? In Deutschland ist heute garnichts selbstverständlich. Es gilt der Spruch: „Alles fliehet.“ —

— Auf einem Stein an einer Eiche zu Schöneberg bei Berlin steht in Goldbuchstaben zu lesen: „General-Feldmarschall-Prinz-Friedrich-von-Preußen-Eiche“. — So berichtet der „Kunstwart“. —

— Bei einer Hochzeitsfeier in Petersdorf bei Gleiwitz sprang eine Frau, die mit einem der Kränzelherren früher ein Verhältnis unterhalten haben soll, daß nicht ohne Folgen geblieben ist, an die von dem betreffenden Herrn geführte Dame heran und entriß derselben ihr Bouquet, gleichzeitig ihr als Ersatz dafür ein Tannenreisig in die Hand drückend mit dem Bemerkten: „So, für dieses Bouquet werde ich Kinderbendchen kaufen!“ und verschwand hierauf unter höhnischem Gelächter. —

— Auch in Neu-Medewitz bei Briegern giebt es einen Nachtwächter, der nicht mehr als 10 Mark monatlich bezieht. Und die Bauern meinen, von diesem Gelde könne er sich noch etwas ersparen. —

— Im Mühlthal bei Jena wurden zwei Handwerksburschen erfroren aufgefunden. In der Nähe von Greiz ist ein Ziegelei-Arbeiter aus Neumark erfroren. —

— Im Fichtelgebirge hat der Versandt von Weichnachtsbäumen nach Norddeutschland bereits begonnen. —

— Humor vor Gericht. In Deggendorf (Bayern) mußte ein Schlächter, weil er seine Zunge zu weit gehen ließ im Sühnetermin vor dem Vermittlungsbeamten Abbitte leisten und zu gunsten der Stadarmen eine Rindszunge spendiren. —

— Der deutsche Dampfer „Hilma Bismarck“ ist in der Nähe von Goeteborg von einem englischen Dampfer übersegelt worden und gleich darauf gesunken. Die Mannschaft wurde gerettet. —

— Ein Zusammenstoß zwischen einem Personen- und einem Lastzuge hat am Sonnabend bei der Station Skirnewice in der Nähe von Warschau stattgefunden. Zwei Schaffner wurden getödtet, mehrere Passagiere schwer verletzt. —

— Bei der vor einigen Tagen im Budapester ungarischen Theater erfolgten ersten Aufführung von Hauptmann's „Hannele“ ereignete sich ein heiterer Zwischenfall. Während der tief ergreifenden Scene, da Hannele, die im Glassarge ruht, durch ein Wunder zum Leben erweckt werden soll, äußerte ein kleines, von einem dreijährigen Mädchen dargestelltes Engel erst mit leiser, dann dreimal mit sehr lauter, im ganzen Theater vernehmlicher Stimme einen natürlichen Wunsch, der unter gewöhnlichen Umständen nichts auf sich gehabt hätte. Im vollbesetzten Hause aber folgte eine stürmische, wiederholt sich erneuernde Lachaloe, welche die Illusion vernichtete und begriffsicherweise eine Wirkung hervorrief, welche nicht beabsichtigt war. —

— c. o. Die sechs Eskimos, die der Nordpolfahrer Peary von seiner jüngsten Grönlandreise nach New-York mitgebracht hat, sind dort sämmtlich an Lungenentzündung bzw. Bronchitis schwer erkrankt. Die Aerzte hatten bisher geglaubt, daß Bronchialleiden in den Polarregionen gar nicht vorkommen, dagegen ist schon wiederholt beobachtet worden, daß Eskimos in südlichen Klimaten in der Regel von Erkrankungen der Athmungsorgane befallen werden und zumeist an Lungenentzündung sterben. —